

Mach's ebenso.

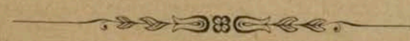
Die Sonne blickt mit hellem Schein
So freundlich in die Welt hinein.
Mach's ebenso!
Sei heiter und froh!

Der Baum reckt seine Äste vor,
Zur Höhe strebt er kühn empor.
Mach's wie der Baum
Im sonnigen Raum!

Die Quelle springt und rieselt fort,
Zieht rasch und leicht von Ort zu Ort.
Mach's wie der Quell
Und rege dich schnell!

Der Vogel singt sein Liedlein hell,
Freut sich an Sonne, Baum und Quell.
Mach's ebenso!
Sei rüstig und froh!

K. Enslin.



„Kommt Kinder, hört mir zu!“ Ps. 34,12.

Von Dr. B. Kuttner in Frankfurt a. Main.

XI.

Ihr alle wißt es, daß Sparsamkeit eine Tugend und Geiz ein Laster ist; aber wenn ich euch fragte, woran man denn Geiz und Sparsamkeit erkennt, so würdet ihr wohl kaum die richtige Antwort geben können. Und doch ist es fürs ganze Leben von Wichtigkeit zu wissen, wie sie sich von einander unterscheiden.

Sparsam nennt man den, der das, was er nicht verbrauchen muß, auch wirklich nicht verbraucht. Wer das aber dennoch thut, der ist ein Verschwender. Haben wir also keinen Hunger und keinen Durst, so brauchen wir kein Geld für Essen und Trinken auszugeben; haben wir noch gute Kleider, so dürfen wir keine neuen kaufen; sind unsere Bücher und Hefte noch gut und schön genug, — wenn wir sie schonen, bleiben sie das sehr lange — so brauchen wir keine neuen; und so ist es mit vielen andern Dingen. Wie überall, gilt auch hier die Frage: Muß das sein? Und wenn wir mit „Nein!" antworten müssen, so ist das ein schönes Zeichen dafür, daß wir sparen können.

Ja, werdet ihr sagen, wozu denn immer sparen? Es ist doch so angenehm, Geld auszugeben und immer etwas anderes zu haben! Und manchmal ist das, was wir ausgeben, so unbedeutend! — Darauf steht die Antwort schon in den Spr. Sal. 13,11: „Auch durch geringfügige Ausgaben wird ein Schatz vermindert, aber ein allmähliches Sammeln vermehrt ihn." Und wer sich an das unnötige Geldausgeben gewöhnt, wird sicherlich ein Verschwender oder gar ein unehrlicher Mensch, dem es nicht darauf ankommt, auch fremdes Geld auszugeben, also zu stehlen, wenn er selbst kein Geld hat und dennoch welches ausgeben will.

Es kommt aber noch etwas hinzu: Niemand von uns weiß, ob er immer fgesund und arbeitsfähig bleibt und immer soviel Geld haben wird, als er sogar ür nötige Dinge gebraucht; deshalb ist es gut beizeiten zu sparen, dann hat man etwas in der Not.

Wie manchen Pfennig, wie manchen „Nickel" gebt ihr für Näschereien und Kindereien aus, den ihr sparen könntet! Thut ihn in eure Sparbüchse, und nach Jahren habt ihr ein Sümmchen beisammen, für das ihr euch vielleicht etwas sehr Nötiges beschaffen könnt.

Doch eins sollt ihr nicht vergessen. Handelt es sich um eine gottgefällige That, um ein gutes Werk, so sollt ihr nicht sagen: „Muß das sein?" sondern nur „Kann das sein?" Und kann es sein, d. h. wenn ihr es könnt, dann gebet. „Versage die Wohlthat keinem, dem sie gebührt, wenn es in deiner Kraft steht, sie zu erweisen." (Spr. Sal. 3, 27.)

Wer aber etwas, das sein muß, dennoch nicht beschafft, obgleich er das Geld dazu hat, sich also von dem Gelde nicht trennen will, den nennt man geizig. So ein Geiziger ißt und trinkt schlecht, wohnt schlecht, kleidet sich schlecht, friert im Winter, weil Holz und Kleider Geld kosten, und leiht die notwendigsten Dinge von andern Leuten, obgleich er sie sich selber sehr wohl kaufen könnte. Für andere hat er überhaupt nichts übrig. „Wer gegen sich selber hart ist, gegen wen wird der gütig sein? Seiner eigenen Güter wird er nicht froh" (Sir. 14, 5). Da habt ihr den Unterschied zwischen dem Sparsamen und dem Geizigen! Auch das seht ihr nun ein: Der Sparsame spart für sich, der Geizige für andere.

Der Talisman
oder
Zwei Grabschriften.

Erzählung von M. Scherbel.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Unsere beiden Freunde hatten sich nun soweit erholt, daß sie sich erheben und Umschau halten konnten, wo sie sich befanden. Die Unglücksgefährten hatten ihnen bereits gesagt, daß Land in Sicht sei, und daß man hoffen dürfe, von den Küstenbewohnern bemerkt und gerettet zu werden.

Es war die Insel Tristan da Cunha, welcher man nahe war. Sie war von den Portugiesen bei ihrer ersten Fahrt nach dem südlichen Meere entdeckt worden. An ihren Küsten findet man Seekälber, Seelöwen und Fettgänse. Das Land ist sehr fruchtbar, man baut es an und pflanzt darauf vornehmlich Zucker.

Auch einem großen Teil der übrigen Passagiere war es gelungen, sich auf den Fels zu retten. Unter ihnen befand sich auch der Kapitän. Der besonnene Mann ließ, als sich das Meer beruhigt hatte, die auf demselben umherschwimmenden Trümmer des Schiffes, soviel derselben zu erreichen waren, herbeiholen. Man begann aus ihnen ein Boot zu bauen, um, wenn nicht anders, auf diesem nach der unfern liegenden Insel überzusetzen. Inzwischen that die heiße Temperatur dieses Himmelstrichs das ihrige, um den in ihren Kleidern durchnäßten Passagieren zu Hülfe zu kommen. Die Kleider wurden, insoweit es anging, ausgezogen und auf dem Felsen ausgebreitet.

Lindenberg und Rodenhein befanden sich bei diesem Geschäfte nebeneinander. Sie hatten ihre Überröcke abgelegt. In den Taschen derselben befand sich, stark durchnäßt, alles das, was sie von ihren Habseligkeiten gerettet hatten. Die Barschaft, die sie besaßen, war in den verloren gegangenen Koffern aufbewahrt gewesen; nur wenige Goldstücke hatten sie in den Taschen. In diesem Augenblick hielt Rodenhein inne; er schien sich auf etwas zu besinnen, fuhr nochmals in die Seitentaschen des Rockes, durchstöberte die Papiere in derselben und hielt, wie erschrocken, still. „Was haben Sie, fehlt Ihnen noch etwas?“ fragte Lindenberg. „Gewiß!“ erwiderte Rodenhein und durchsuchte nochmals die Taschen, aber vergebens.

„Ist es denn so wertvoll, was Sie vermissen?“

„Für mich allerdings — doch warten Sie.“ — Er fuhr in die Brusttasche der Weste. — „Gott sei Dank!“ rief er voller Freude, „ich habe das Gesuchte bei mir.“ Und Rodenhein zog ein kleines Notizbuch hervor.

„Ist es weiter nichts als dieses, und was hat es für eine Bedeutung?“ fragte jener.

„Ich will es Ihnen sagen, Lindenberg,“ erwiderte Rodenhein, das Büchlein, das wohl auch naß geworden, sich aber doch besser als alles andere erhalten hatte, aufschlagend, „sehen Sie“ — und er wies auf die hebräischen Schriftzeichen darin — „das sind die Inschriften der Grabsteine meiner Eltern; diese Grabschriften sollen mich durch das Leben begleiten, und ich wäre unglücklich gewesen, wenn mir das Buch verloren gegangen wäre.“

Lindenberg zuckte mit den Achseln. „Sie bleiben sich immer gleich,“ sagte er.

„Gleich ruhig und zuversichtlich, wie Sie mich in den Stunden der Gefahr gesehen.“

IV. Kapitel.

Unerwartete Begegnung.

Entweder hatte man auf jener Insel keine Kenntnis von dem Schiffbruch, oder man war gleichgiltig gegen das Schicksal der davon Betroffenen. Denn eine ganze Nacht und ein halber Tag vergingen, und Hülfe von dort war nicht erschienen.

Inzwischen hatte man zwei Boote notdürftig aus den Überbleibseln des gestrandeten Schiffes zusammengestellt. Am Nachmittage verließen dieselben, je mit zehn Mann besetzt, den Felsen. Später sollten sie zurückkehren, um die übrigen zu holen. Unsere Freunde waren unter den ersten. Der Wind war günstig, und man kam dem Lande immer näher. Allmählich war jedoch die Nacht hereingebrochen; aber niemand zeigte sich am Strande.

Am frühen Morgen endlich sah man einige Gestalten aus dem an der Bucht sich hinziehenden Gebüsche auftauchen; später konnte man sogar wahrnehmen, daß sie miteinander sprachen, ohne daß von ihnen etwas geschah, um den Ankömmlingen bei ihrer Landung behülflich zu sein.

Die Unglücklichen waren darüber höchst erstaunt, ja entrüstet. Man konnte die Gefühllosigkeit nicht begreifen, wie sie sich hier unglücklichen Menschen gegenüber kundgab. Der Kapitän ließ nichtsdestoweniger ans Land rudern, und man betrat die Insel. Aber die Inselbewohner standen auch jetzt noch als müßige Zuschauer da. Da redete sie der Kapitän in deutscher Sprache an, erhielt aber keine Antwort. Erst als er englisch zu ihnen sprach, da fand er Gehör. Sie wollten von dem Untergange des Schiffes nichts gewußt haben, gaben sie als Grund für ihr Verhalten an. Nun luden sie die Angekommenen ein, in das Innere der Insel zu kommen, erkärten ihnen aber sogleich, daß sie sie nur für einige Tage bei sich behalten könnten. Bestimmte Gesetze gestatteten den Fremden keinen längeren Aufenthalt auf der Insel. Der Kapitän erbat nun in jedem Falle Speise und Trank für die Schiffbrüchigen, da sie schon fast zwei Tage jede Nahrung entbehren mußten.

Dieses sollte ihnen auch gewährt werden; doch mußten sie den sehr beschwerlichen Weg nach dem Innern der Insel antreten. Wildes Gestrüpp und dürre Haide wechselten miteinander ab, nur hin und wieder stieß man auf menschliche Wohnungen mit anstoßenden Gärten und Äckern.

Diese Ansiedelungen lagen zerstreut und waren durch keine Straße miteinander verbunden. Endlich kam man nach einem Flecken, wo eine größere Anzahl Häuser sich befand; langgedehnte Speicher und Warenräume standen zwischen ihnen; denn die Bewohner dieser Insel, meist Engländer, lebten zum großen Teil von der Jagd und trieben einen lebhaften Handel mit Tierfellen. Solche lagen auch in großen Mengen in den freilich nur sehr leicht hergestellten Schuppen und Speichern angehäuft. In einem zufällig leerstehenden dieser Räume wurde eine Tafel zur Bewirtung der Fremden aufgeschlagen, und die Inselbewohner brachten von dem vorhandenen Mundvorrat, deren größten Bestandteil Fleisch, Milch und Reis bildeten, herbei. Die Angekommenen

ließen es sich vortrefflich schmecken. Selbst die verwöhntesten Feinschmecker unter ihnen nahmen mit dieser einfachen Kost vorlieb; denn Hunger erwies sich auch hier als der beste Koch.

Nachdem man also dem ersten Bedürfnisse Genüge gethan, besprach der Kapitän mit den angesehensten der Inselbewohner das weitere. Diese versprachen die Beherbergung und Verpflegung der Schiffbrüchigen für 4 Tage; eine längere Frist verbiete Gesetz und Brauch, fügten sie hinzu.

Und dabei blieb es.

Die Schiffbrüchigen fanden in dieser Zeit Wohnung und Verpflegung in den Häusern der Inselbewohner. Schon war der dritte Tag ihrer Anwesenheit auf dem Eiland angebrochen. Das Wetter war schön und mild, und unsere Freunde Lindenberg und Rodenhein beschlossen, einen Ausflug nach dem Tiefinnern der Insel zu machen. Sie stießen auf ihrer Wanderung wohl auf verschiedene Ansiedelungen, vermieden es jedoch daselbst einzukehren, weil sie wußten, daß man sie nirgend gern hätte und sie am liebsten schon weit, weit von der Insel gewußt hätte.

Um die Mittagszeit wurde es heiß und schwül. Ein brennender Durst stellte sich bei ihnen ein, aber keine Quelle wurde sichtbar, ihn zu stillen. Unsere Freunde beschlossen deshalb, bei der nächsten Ansiedelung einzukehren und um einen Trunk Wasser zu bitten.

Bald darauf tauchte wirklich eine solche vor ihnen auf. Vor derselben befand sich ein wohlgepflegter Garten, während in einem eingezäunten Hofe eine Menge Felle von Seelöwen und andern Tieren aufgestapelt lagen.

Ein kleines, aber nettes und festes Häuschen bildete die Wohnung der Ansiedler. Die Thür stand offen, und unsere Freunde traten auf den Flur. Sie pochten an die erste Thür, erhielten aber keine Antwort; sie griffen in das Schloß, doch die Thür schien verschlossen. Was nun? Beide standen noch unschlüssig da, als Rodenheins Auge auf einen Gegenstand fiel, der ihn aufs freudigste überraschte. In dem Rahmen der Thür war oben, an der rechten Seite des Eingangs eine längliche Kapsel befestigt, über deren Inhalt Rodenhein nicht zweifelhaft sein konnte. Es war eine sogenannte Mesusah, worunter wir die am Eingange jedes jüdischen Hauses sich befindende Pfostenschrift verstehen. Hier, inmitten der Wildnis eine Mesusah! Rodenhein wußte, daß er vor der Wohnung eines Glaubensgenossen sich befinde und auf eine gastliche Aufnahme rechnen dürfe.

Hocherfreut teilte er dies seinem Freunde mit. „Sehen Sie, Lindenberg“, sprach er, auf die Kapsel zeigend.

„Was ist's mit diesem Dinge, und was bedeutet Ihre Verwunderung?“

„Ich weiß, daß hier ein Jude wohnt, mein Glaubensgenosse.“

„Und was dann? Erwarten Sie von ihm eine freundlichere Behandlung, erwarten Sie von ihm, daß er Sie länger als bis übermorgen hier dulden werde?“

„Nun, Sie werden ja sehen. Setzen wir uns einstweilen auf die Bank draußen vor der Thür. Wir warten in jedem Falle die Heimkehr des Bewohners ab.“

„Aber der Durst wird unerträglich.“

„Wohl, wir wollen suchen, vielleicht befindet sich irgend ein Brunnen oder eine Cisterne in der Nähe; es läßt sich nicht annehmen, daß eine menschliche Wohnung ohne Wasserbehälter sein werde.“ —

Sie fanden in der That, von einer Hecke verdeckt, in der Nähe des Hauses

eine Art Cisterne. Ein dabei stehender Eimer ermöglichte es ihnen, aufs schnellste und beste ihren Durst zu stillen.

Dann ließen sie sich auf die Bank nieder und warteten wohl drei Stunden. Endlich vernahmen Sie Hundegebell, das ihnen die Ankunft des Eigentümers der Ansiedlung ankündigte. Und wirklich sahen sie bald darauf zwei Männer, einen älteren und einen jüngeren, auf das Haus zukommen. Ein Hund eilte mit gewaltigen Sprüngen und unter heftigem Bellen ihnen voran. Beide Männer trugen Felle von Seekälbern auf ihren Schultern.

Lindenberg und Rodenhein erhoben sich grüßend. Jene waren nicht wenig erstaunt, als sie der Fremden ansichtig wurden. Sie wußten überhaupt nicht, daß Fremde auf der Insel seien.

Unsere Freunde gingen den Männern entgegen, und ihnen nahe gekommen, redete Rodenhein sie in deutscher Sprache an.

Der ältere Mann blieb verwundert stehen. — „Was!" rief er ebenfalls in deutscher Mundart, „Sie sind Deutsche, liebe, teure Landsleute? O, wie freue ich mich, Sie bei uns zu sehen. Ja, ich und mein Sohn, wir sind auch Deutsche, und deutsche Klänge zu hören, ist uns ein köstlicher Genuß, den wir lange schmerzlich entbehrten."

Er war an unsere Freunde herangekommen, sein Sohn konnte ihm kaum folgen, so eilig hatte es der Alte. Beide reichten den Fremden die Hand. „Seien Sie mir herzlich willkommen" sprach der ältere — „Sie sind mir liebe, werte Gäste. Treten Sie in meine Wohnung und machen Sie sich's daselbst so bequem als möglich." —

Rasch schloß er die Stubenthür auf und ließ die Fremden eintreten.

„Nehmen Sie Platz, meine Herren", rief der Ansiedler „und Du, Moritz, besorge schleunigst etwas zur Magenstärkung für die Herren, sie werden derselben wohl benötigt sein."—

Der junge Mann eilte fort, um den Auftrag des Vaters auszuführen.

„Lassen Sie mich jetzt", begann nun Rodenhein, „Ihnen, mein Herr, meinen Dank aussprechen für die gastliche Aufnahme, die wir um so dankbarer empfinden, als wir bisher bei den Bewohnern dieser Insel nur Gezwungenheit vorgefunden haben.

In gleicher Weise sprach sich Lindenberg aus, und der Ansidler erwiederte darauf in seiner bescheidenen Weise: „Wundern Sie sich darüber nicht, meine Herren, daß Sie bei mir etwas mehr Entgegenkommen finden. Ich thue es wirklich von Herzen gern und in Freude darüber, Landsleute, Deutsche, bei mir zu sehen. Jene, die Sie so gleichgültig behandelt, sind Engländer und außerdem jedem Fremden aus dem Grunde feind, weil sie ihren Handel durch ihn beeinträchtigt zu sehen fürchten. Doch Sie sind jetzt bei mir und werden in den ersten Wochen von mir nicht abkommen. Daraufhin ist es wohl nötig, meine Herren, daß wir vor allen Dingen etwas näher mit einander bekannt werden. Mein Name ist Morisfeld, und der junge Mann, den Sie bei mir treffen, ist mein Sohn. Ich bin in der Provinz Posen in dem Städtchen Borek geboren und von der Hamburger Gesellschaft Janzen & Co. hier als Agent oder Kommissionär zum Ankauf von Fellen angestellt. Zweimal im Jahre werden die angekauften Felle abgeholt, und ich habe dann Gelegenheit, sowohl nach Hamburg zurückzukehren, als auch Erkundigung über alle in Deutschland vorhandenen Neuigkeiten einzuziehen."

Lindenberg und Rodenhein nannten nun auch ihre Namen und ihre Heimat, und bei dieser Gelegenheit erzählte Rodenhein von dem Umstande, der

sie veranlaßte, die Rückkehr des Herrn Morisfeld hier abzuwarten — „Sie sind also auch Juden?“ fragte der letztere sichtlich erfreut.

„Ich wenigstens; mein Freund, mein Reisegenosse ist ein guter Christ.“

„Ganz gleich; aber Sie, Sie hatten besonders Vertrauen zu meiner Gastfreundschaft.“

„Es war ihm, als wenn er einen Blutsverwandten gefunden hätte,“ sagte Lindenberg.

„Das ist ja sehr schmeichelhaft für mich. Indes, meine Herren, ist jetzt nicht Zeit zu weiteren Erörterungen darüber, denn Sie werden hungrig sein. Bitte, treten Sie in meinen Speisesaal,“ sprach Morisfeld mit Lachen und öffnete ein kleines, luftiges Nebenzimmer — „Speisesaal“ sage ich — „wir kennen sie auf dieser Insel nicht in größerem Maßstabe.“

Der Tisch in der Mitte des kleinen Raumes war aufs sauberste gedeckt und mit einladenden Speisen besetzt. Eine ganz besondere Art Brot, Fische und saftige Melonen gaben den sehr Hungrigen Gelegenheit, sich aufs beste zu erquicken, und schließlich brachte der Wirt noch einige Flaschen Rotwein herein. So saßen nun die vier Personen an der gemütlichen Tafel und unterhielten sich über ihre liebe, traute Heimat, von der sie mehrere hundert Meilen entfernt waren.

Endlich mahnte Lindenberg, nach der Station zurückzukehren, weil man dort um sie besorgt sein werde.

„Sie sind jetzt meine Gäste und bleiben einstweilen bei mir“, sagte Morisfeld; „es kann unmöglich in Ihrem Willen liegen, daß die Freude, die mir Ihre Anwesenheit bereitet, nur von so kurzer Dauer sei.“

„Aber unsere Unglücksgefährten müssen übermorgen schon die Insel verlassen und wir“ —

„Sie bleiben vorläufig bei uns hier. Das Schiff, das die Waren hier abzuholen hat, muß im Laufe der nächsten Woche hier eintreffen. Mit ihm können Sie ebensowohl nach Hamburg zurückreisen, als auch noch weiter südlich bis zur Kapstadt fahren, wo es ebenfalls anlegt. Sie haben dabei jedenfalls den Vorteil zu wissen, wohin sie fahren, während Ihre Gefährten noch lange die Unannehmlichkeiten und Qualen nicht kennen, denen sie noch ausgesetzt sein werden.“

So blieb es. Rodenhein und Lindenberg waren einstweilen die Gäste Morisfelds. Ihre Beschäftigung war die Jagd.

Vierzehn Tage waren dahingegangen. Die übrigen Schiffbrüchigen hatten die Insel verlassen. Dem Einflusse Morisfelds gelang es zu erwirken, daß die Inselbewohner in ein einstweiliges Verbleiben der beiden Freunde auf der Insel willigten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Triumphbogen des Titus.

Von A. Levy in Berlin.

Es sind nun gerade achtzehnhundert Jahre her, seit auf Anordnung des römischen Senats dem Sieger im judäischen Kriege, wie dem Eroberer und Zerstörer Jerusalems zu Rom ein Triumphbogen errichtet worden ist. Während sonst die anderen altrömischen Bauwerke im Laufe der Jahrhunderte ganz verschwunden sind oder nur noch als Ruinen dastehen, ist dieses geschichtliche

Denkmal in seinem hauptsächlichsten Teile, nämlich dem Innern, welches die berühmten bildlichen Darstellungen enthält, unversehrt geblieben; nur die äußere Form ist im Jahre 1823 durch Pius VII. der ursprünglichen Anlage möglichst entsprechend wiederhergestellt worden. Der Zerstörungswut barbarischer Horden sowie der alles vernichtenden Zeit trotzend, erscheint es unvergänglich und unzerstörbar, geradeso wie das Volk, an dessen Untergang und gänzliche Vernichtung es die Mit- und Nachwelt erinnern sollte. Doch die Zeiten ändern sich. Aus dem Zeugnis der Feldherrngröße und der kriegerischen Tugenden des Römerreiches ist der Triumphbogen ein Zeichen der Vergänglichkeit menschlicher Größe und menschlichen Ruhmes geworden.

Das große weltgebietende Rom unternimmt einen Vernichtungskrieg gegen das kleine durch innere Parteikämpfe geschwächte Juda und vermag es nicht zu überwinden. Drei Jahre lang dauert dieser ungleiche Kampf, ein Imperator löst den andern vor den Mauern Jerusalems ab, von den äußeren Grenzen des ungeheuren Weltreiches muß die mächtige Roma, die Gebieterin der Welt, Heere herbeirufen, um endlich das mehr durch Hunger und Seuchen, als durch das Schwert besiegte winzige Juda zu Boden zu werfen. Und das stolze Rom schämt sich nicht, den so teuer erkauften Sieg in diesem höchst ungleichen Kampfe durch ein glänzendes Denkmal mit Reliefs*) von höchstem künstlerischen Werte zu feiern. Wahrlich, die Juden thun unrecht, wenn sie, wie es heute noch geschieht, dieses Denkmal scheu umgehen und den Blick von den künstlerischen Darstellungen im Innern des Durchgangsbogens abwenden. Das eine dieser Reliefbilder läßt den Zug der gefangenen Israeliten sehen, welche von römischen lorbeergekrönten Soldaten samt der reichen Beute aus dem Tempel zu Jerusalem im Triumphe aufgeführt werden. Da sieht man jene heiligen Geräte, deren Pracht und Herrlichkeit einst unter den Völkern des Altertums gerühmt wurden. Man erkennt deutlich den siebenarmigen goldenen Leuchter, dessen Schaft und Arme aus Knäufen und Blüten bestehen, den Tisch der Schaubrote, die Jubeltrompete und die Posaunen zur Verkündigung des Jahresanfangs. Was fromme Opferfreudigkeit, gepaart mit künstlerischer Begeisterung, einst zur Ehre des Einig-Einzigen geschaffen, es wandert jetzt in die Schatzkammer des kapitolinischen Jupiter. Die Götter aus Holz und Stein, aus Gold und Silber, die Gebilde menschlicher Phantasie und künstlerischen Schönheitssinnes, sie scheinen zu siegen über den Gott der Wahrheit, der sinnlich nicht wahrnehmbar und nicht darstellbar ist, den kein Auge je gesehen hat, und den kein Gedanke erfassen kann. Die Opferflammen auf dem Altare zu Jerusalem sind erloschen für ewig, jene herrlichen Lieder der Leviten auf immer verklungen. In Rom aber steigen den Göttern des Olymps und des Kapitols Wohlgerüche über Wohlgerüche empor, ihnen erklingen Jubelhymnen und Siegeslieder, ihnen zu Ehren werden die herrlichsten Spiele

*) Aus der Fläche hervortretende Bildwerke.

und Wettkämpfe aufgeführt. Jene gefesselten Juden hingegen, welche dem Siegeswagen des triumphierenden Imperators folgen, welche wissen, daß sie für die Kampfspiele mit wilden Tieren aufbewahrt werden, sie schauen vertrauensvoll gen Himmel und verzweifeln nicht an der Zukunft Israels. —

Romas Götter sind in Staub und Asche gesunken, das alte Rom von Barbarenhorden vernichtet, Juda aber bestehet und lebt unter den Völkern, es trotzt allen Stürmen der Zeit, sein Glaube ist unerschütterlich; seine Lehre, der siebenarmige Leuchter, der, hinausgetragen aus den engen Räumen des alten Heiligtums, den Völkern der ganzen Welt leuchtete, die Finsternis des Heidentums zerstreute, sie ist der Schaubrottisch, welcher der gesamten Menschheit die geistige Nahrung wahrer Religiosität und geläuterter Sittlichkeit darbietet. Das besiegte Juda triumphiert über das siegende Rom — das stellt uns der Triumphbogen des Titus dar.

Spiele und Spielzeuge in Talmud.

Von **J. Singer**, Gymnasial-Professor in Ujhely.

„Schon im Spiele erkennt man den Knaben, ob er Rosen oder Dornen hervorbringen wird", sagt der Midrasch. Es ist daher unvernünftig und unrecht, den Kindern den unschuldigen, ja vielfach nützlichen Genuß am Spiele zu verbieten. Ein Kind, dem man ein Spielzeug in die Hand giebt, kommt in die Lage, ohne besondere Anstrengung schon im kleinen seinen Geist zu üben, und die Spiele mit Altersgenossen machen den Knaben regsamer und lebhafter; sie bringen ihn andern Menschen näher, während solche Kinder, denen schon frühzeitig weder allein, noch mit andern zu spielen gestattet wurde, sich später von den übrigen zurückziehen und auch von niemand aufgesucht werden.

Wie man aber an den Spielen der Kinder bereits erkennen kann, ob ihr Thun rein und tugendhaft sein wird, so kann man von ihnen auch auf die Sitten und Neigungen des ganzen Volkes schließen. So finden wir besonders bei den gebildeten Völkern aller Zeiten Kinderspiele erwähnt, die nicht nur zum Zeitvertreib vorhanden waren, sondern vorzüglich zur Veredlung des Geistes dienten. In dieser Weise erwähnt der Talmud und Midrasch Kinderspiele, die nicht nur unschädlich waren, sondern sogar wichtige erzieherische Vorteile gewährten, die aber vor allem deshalb besprochen werden sollen, weil sie meist jetzt noch in Anwendung kommen.

1) Das Darga-Spiel (-Stufenspiel) besteht darin, daß auf drei aneinander gelegte Nüsse eine vierte gelegt wird. Gewöhnlich stellt jeder Spieler eine Darga auf, und sind mehrere beteiligt, so werden die Dargas in einer Kreisform aufgestellt, indem eine Darga in die Mitte kommt. Mit einer möglichst großen Nuß wird von einer vorher bestimmten Stelle aus nach den

Dargas geworfen. Wem es gelingt, derartig zu treffen, daß die obere Nuß herunterfällt, hat die betreffende und gewöhnlich auch alle anderen Dargas gewonnen. —

2) Das Bechoros-Spiel (Erstgeborenenspiel). Hierbei werden von jedem Spielenden eine gleiche Anzahl Nüsse eingestellt, welche in einer geraden Linie nebeneinander gelegt werden, nur rechts von allen wird eine Nuß, gewöhnlich die größte (Bechor= Erstgeborener, Vorzüglichster) gelegt. Von einer vorher bestimmten Stelle wird nun nach den Nüssen geworfen. Wird die größte getroffen, so erhält der Gewinner alle Nüsse, bei jedem andern Wurf nur diejenigen, welche links von der getroffenen liegen.

Beide Spielarten bringen dadurch großen Nutzen, daß sie die Kinder im geschickten Zielen und Schleudern üben.

3) Eine dritte Spielart bestand darin, daß die Kinder die von ihnen aufgerichteten Scherbenhügel mit ihren danach geschleuderten Steinen der Erde gleichmachten, oder auch neue, aber gesprungene Thongeschirre durch ihre Schleudersteine zerstörten. Dieses Spiel ist unserm heutigen „Topfschlagen" ähnlich. So kaufte auch ein Talmudlehrer seinem Kinde zersprungene irdene Geschirre. Unversehrte wurden niemals genommen, um das Gebot: „Du sollst nicht zerstören!" nicht zu übertreten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwäne und die Enten.

Von Dr. Samuel Kristeller.

Ein reicher Herr besaß einen großen Garten, der mit Bäumen und Blumen jeglicher Art geschmückt war. Auch ein lieblicher Teich befand sich im Garten, umrändert von Weiden und Schilf, und auf dem Wasser trieben Schwäne und Enten ihr munteres Spiel. Die Schwäne zogen stolz daher, jeder wie ein kleines, weißes Schiff, der hohe schlanke Hals glich einem Mast, und die gewölbten Flügel leuchteten wie geblähte Segel. Die Enten waren schüchtern und ängstlich und flohen, so oft die Schwäne herankamen, in eine Schilfbucht.

„Sieh doch nur, wie schön sie sind", sagte ein Junges zur Entenmutter, „wenn ich doch auch so schön wäre!"

„Du bist thöricht", antwortete die Mutter, „sieh die Taube, die Amsel, die Schwalbe, sie sind alle schön in ihrer Art und so auch wir, und der Herr hat uns alle gleich lieb."

„Aber warum sind denn die Schwäne so unfreundlich gegen uns und verfolgen uns?" „Weil sie sich einbilden, was Besseres zu sein, und dazu noch boshaft sind." — Inzwischen näherten sich die Schwäne der Bucht. —

„Seht, seht, wie sie vor uns fliehen", rief einer von ihnen, „diese braunen, krummbeinigen Geschöpfe sind ebenso feig wie häßlich." — „Und wie gierig sie sind", rief ein anderer, „nicht bloß, daß sie von unserer Atzung nehmen,

fliegen sie ans Ufer und rauben den armen Landbewohnern die kümmerliche Nahrung." — „Daß sie überhaupt fliegen und gar über unsere Köpfe weg, macht mir diese Eindringlinge ganz besonders verhaßt. Ich finde dies als eine Überhebung", so schalt ein dritter.

Jetzt kam der Herr des Gartens, um, nach seiner Gewohnheit, die Tiere mit Brot zu füttern. Freudig stiegen alle ans Land. Die Schwäne schnappten nach den großen Stücken, die Enten begnügten sich mit den kleinen. Plötzlich brach ein Schwan in die Entenschar hinein und biß ein Jüngeres. Als der Herr dies sah, schlug er ihn mit seinem Stabe und rief: „Du böses Tier, wie kann dich nur deine Mißgunst so gewaltthätig machen!" Die ganze Gesellschaft aber zerstob aus Furcht vor dem Herrn. Die Schwäne watschelten in den breiten Teich, die Enten in die Schilfsbucht und sammelten sich um die verletzte Schwester. „O", rief diese, „wäre ich doch nur so stark wie der Schwan, ich wollte ihm seine Bosheit schon heimzahlen." „O, mein Kind," sagte die Entenmutter, „sei nicht rachsüchtig, gehöre lieber zu den Verfolgten als zu den Verfolgern." „Aber sollen wir uns denn nicht wehren?" fragte keck ein Kleines. „Mein Kind", sagte die Mutter, „dazu sind wir zu schwach, aber lerne fliegen, fliegen. Erhebe dich über diese plumpen Gesellen empor zur Höhe, wohin sie dir nicht folgen können, und in der größten Not fliehe zum Hause des Herrn, der allen Geschöpfen, die ihm gehören, ein gütiger Herr ist."

Das Deutsch-Israelitische Kinderheim in Diez a. d. Lahn.

Sich der verlassenen Waisen in Liebe annehmen, ihnen das Elternhaus ersetzen wollen, ist eine der heiligsten Pflichten, die uns die Nächstenliebe gebietet. Als ein hervorragendes Werk wahrer jüdischer Mildthätigkeit und echtem Edelsinne ist die Anstalt anzusehen, die wir euch hier in Wort und Bild vorführen wollen.

In der Kreisstadt Diez, Regier.-Bez. Wiesbaden, erhebt sich auf einer Anhöhe am Waldessaum ein einfaches, aber stattliches Gebäude, umgeben von herrlichen Gärten. Es ist dies das Deutsch-Israel. Kinderheim, welches bestimmt ist, jüdische Waisen, Halbwaisen und Kinder unbemittelter Eltern aufzunehmen.

In den untersten Räumen des Gebäudes befinden sich das Spielzimmer, in welchem auch Handfertigkeitsunterricht erteilt wird, die Keller, die Waschküche und das Badezimmer. Das Erdgeschoß enthält die Wohnung des Verwalters, Herrn Kadden, den Sitzungssaal, den Speisesaal und die Küche. In der ersten Etage liegen die beiden großen Schlafsäle mit der daran stoßenden Garderobe, das Bureau des Verwalters und das Lesezimmer. In gering geachtet. [illegible]

(Pirke Aboth 4,8.)

befinden sich zwei Krankensäle, die Mansarden und die Zimmer für das Personal. Ein großer geräumiger Trockenspeicher erstreckt sich über das ganze Gebäude.

In dem das Anstaltsgebäude umgebenden Garten werden alle Arten Gemüse gepflanzt. An den Garten grenzt der Spielplatz, der mit verschiedenen Turngeräten versehen ist. Das ganze Grundstück wird von einer Mauer und einem eisernen Gitter umgeben.

Gegenwärtig zählt die Anstalt 30 Zöglinge aus allen Teilen Deutschlands.

Edle Männer haben dieses segensreich wirkende Institut ins Leben ge-


Deutsch-Israelitisches Kinderheim. Diez a/Lahn.

rufen und wenden ihm unausgesetzt ihre Sorgfalt zu. An der Spitze des Vorstandes steht Herr L. Mainz in Frankfurt a. M.; aber auch Kinder haben alljährlich zu Purim Gelegenheit, sich an diesem Liebeswerk zu beteiligen. Das Kinderheim veranstaltet nämlich in jedem Jahre eine Purimspenden-Sammlung, und manch schönes Sümmchen ist schon durch Kinderhand der Anstalt zugeflossen.

Möge das Interesse für das Deutsch-Israel. Kinderheim in Diez a. d. L. immer mehr zunehmen, damit eine größere Anzahl Waisen der Wohlthaten dieser Anstalt teilhaftig werden können!

... und", rief er.

Allerlei.

Der Brand von Brotterode. Das ganze Dorf Brotterode bei Schmalkalden ist kürzlich von einer furchtbaren Feuersbrunst völlig vernichtet worden. Der ganze Ort zählte etwa 800 Gebäude mit gegen 3000 Einwohnern, die sich in redlicher Arbeit durch Messer- und Schnallenfabrikation, durch Tabakbau und Handel ernährten. Nur wenige Gebäude an den Ausläufern des Dorfes sind unversehrt geblieben. Das Elend ist unbeschreiblich. Fast 2000 Menschen sind ohne Obdach. Alles, alles, was sie besaßen, ist ein Raub der Flammen geworden. So manche Familie, die in dieser gottgesegneten Gegend glücklich und zufrieden lebte, hat das Unglück an den Bettelstab gebracht. In wenigen Minuten waren ihre Häuser und Werkstätten, ihre Werkzeuge, ihr Vieh und ihre Feldfrüchte von den Flammen aufgezehrt. Nichts blieb ihnen als nur das armselige, nackte Leben. Zwei alte Frauen konnten auch das nicht retten, sie kamen in den Flammen um.

Und wißt ihr, liebe Kinder, wodurch dieses namenlose Unglück hervorgerufen wurde? Ein Knabe wollte eine Forelle in der Küche braten, was seine Eltern nicht erlauben wollten. Da ging er in die Scheune und machte Feuer auf der Tenne, um sich dort den Leckerbissen zuzubereiten. Die Scheune war aber mit Stroh und Getreide gefüllt. Durch die Unvorsichtigkeit des Knaben fingen diese Feuer, und infolge des starken Windes griff die Flamme so schnell um sich, daß alle Lösch- und Rettungsversuche erfolglos waren. Also der Ungehorsam, der Leichtsinn und die Unvorsichtigkeit des Knaben haben dieses große Elend verschuldet.

Der katholische Priester Pater Ignatius in Nottingham besuchte kürzlich die hebräischen Klassen der dortigen Religonsschule Bevor er dieselbe verließ, hielt er eine Ansprache an die Schüler, in welcher er dieselben ermahnte, sich mit berechtigtem Stolze Juden und Jüdinnen zu nennen; denn sie seien Kinder besonderer Liebe Gottes. Den Juden habe der Allmächtige die große Aufgabe zugeteilt: Wahrheit und Aufklärung unter allen andern Nationen der Erde zu verbreiten. Er selbst behandle deshalb die Juden mit großer Achtung, und als er ein Knabe war, unterließ er es nie, wenn er an einem alten Juden vorüberging, den Hut zu ziehen. Er empfahl den Kindern, auch Palästinas, der Stätte ihrer großen geschichtlichen Vergangenheit, nicht zu vergessen und sprach die Hoffnung aus, daß sie alle, einmal groß geworden, brave Juden und Jüdinnen sein würden.

Die Ehre deines Schülers sei dir so wert wie deine eigene, und die Ehre deines Schulgenossen wie die Ehrfurcht vor deinem Lehrer, und die Ehrfurcht vor deinem Lehrer wie die Ehrfurcht vor Gott. (Pirke Aboth 4,15.)

Wer die göttliche Lehre in Ehren hält, wird von den Menschen geehrt. Wer die göttliche Lehre verachtet, wird von den Menschen gering geachtet.

(Pirke Aboth 4,8.)

Druckfehler Berichtigung.

In einem unbewachten Augenblicke hat sich der schelmische Druckfehlerkobold in die Druckerei geschlichen und hat dort sein Unwesen getrieben. Was er dort angerichtet, haben wir erst gemerkt, als das Heft bereits fertig war.

Seite 210, Zeile 5 von oben statt „Jeremia's" lies „Jeremias"
„ „ „ 8 „ „ „ „ganzss" „ „ganzes"
„ 218 „ 2 „ unten „ „betet" „ „betete."
„ 221 „ 21 „ oben „ „denn" „ „den"

Berlin, den 7. August 1895.

Lieber Arthur!

In meinem Briefe an Dich in No. 13 habe ich das Sefer Hajaschar genannt, aus dem ich Dir eine Sage über Mose mitgeteilt habe. Heute will ich Dir eine demselben Buche entnommene Sage aus dem Leben unseres Erzvaters Abraham, deren dort mehrere enthalten sind, erzählen.

Abraham und Ismael.

Mehrere Jahre waren vergangen, seitdem Abraham seinen Sohn Ismael mit dessen Mutter Hagar in die Wüste gesandt. Wie ein echter Beduine schweifte dieser nun von Ort zu Ort, heute hier, morgen dort sein Zelt aufschlagend. — Hatte sich Abraham einst nur widerwillig und unter Schmerzen von seinem Sohne getrennt, so erwachte jetzt eine um so grössere Sehnsucht nach demselben, da er ein Greis geworden. Deshalb entschloss er sich, ihn aufzusuchen. Zu diesem Zwecke sattelte er an einem frühen Morgen ein Kamel und liess sich von demselben in die Wüste führen. Höher stieg die Sonne, heiss brannte der Wüstensand, als Abraham in der Ferne ein Zelt erblickte, das er für das seines Sohnes hielt. Er ritt näher heran, frohen Herzens, Ismael nach langer Trennung zu umarmen. Plötzlich hielt er an: Statt des freundlichen Willkommen hörte er Flüche aus dem Munde einer Frau, die, wie er bald bemerkte, die Kleinen schlug. Zwar sah sie den Gast, aber sie machte keine Anstalten, ihn zu empfangen. Er entbot ihr seinen Gruss, doch sie erwiderte ihn nicht; er bat sie um einen Trunk, doch die Böse gewährte ihm nichts. Da sprach Abraham: „Wenn dein Gatte des Abends heimkommt, so sage ihm: Ein Greis aus Philistäa, der sich hier verirrte, suchte gute Wirte, tauschte aber dafür die Lehre ein:

„Dass den Pflock, der eingeschlagen
Hier zum Zelt, er schadhaft fand,
Drum ihn auszuziehen wagen
Soll dein Mann mit fester Hand."

Als nun Ismael heimkehrte, erkannte er sofort, dass sein Vater ihn aufgesucht, und er that, wie dieser ihn geheissen. —

Unterdessen war ein Jahr verflossen. Da trieb es Abraham wiederum, seinen Sohn aufzusuchen; aber welch eine Veränderung nahm er wahr. Schon aus der Ferne wurde er von einer freundlichen Frau ehrerbietigst begrüsst, die ihn gastlich erquickte und ihn bat, ins Zelt zu treten, um sich nach des Weges Mühe auszuruhen. Doch der Greis dankte freudig gerührt der Frau vom Kamel herab, da es ihm nicht vergönnt wäre zu bleiben. Doch auch ihr trug er folgendes auf: „Wenn dein Gatte heimkehrt, so

sage ihm, dass jener Greis, der voriges Jahr ihn suchte, zurückgekehrt sei, dass er da Segensworte vernahm, wo er vormals Flüche hörte;

„Dass der Pflock, der eingeschlagen
Neu ist diesem neuen Zelt,
Wohl verdient, das Haus zu tragen,
Dass er's fest und dauernd hält."

Dafs Du selbst in den Ferien mit Eifer die Bibel liest, wird für die Entwickelung Deines Geistes und für die Bildung Deines Gemütes von bestem Einflufs sein. Was meinerseits geschehen kann, um den Vorteil dieser Lektüre durch gröfseres Verständnis zu erhöhen, werde ich mit Freuden thun. Nur werde nicht müde zu fragen; denn: »Wer sich schämt (zu fragen), kann nichts lernen!« sagen unsere Weisen.

Damit Gott befohlen!



Wer errät's?

Die Namen derjenigen Abonnenten, die in den ersten 8 Tagen richtige Lösungen an uns gelangen lassen, werden hier veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel aus No. 14.

I.

Rehabeam
Ai
Emanuel
Tunnel
Simri
Echo
Laban

Rätsel.
Mission.

II.

Schweigen.

III.

Esche = Asche

Rätsel.

I.

Zwölf Äste hat ein großer Baum,
Und jeder Ast für dreißig Zweige Raum,
Der Zweig für vierundzwanzig Blätter wieder,
Die Blätter fallen rasch zur Erde nieder,
Wer jedes Blatt zu nützen weiß,
Der hat des klugen Mannes Preis.

(Eingef.: Heinrich Levy, Straßburg.)

II.

Aus diesen vier aus Streichhölzern gebildeten Quadraten sollen drei gleich große gebildet werden, ohne daß die Zahl der Streichhölzer verringert oder vermehrt wird. (Der Lösung ist die Zeichnung beizufügen.)

F.

III. Wechselrätsel.

Mit o bracht es früher den Dieb zum Gesteh'n,
Mit i macht es den Wein lauter und schön,
Mit a ist es häufig auf Blumen zu seh'n.

O. H.



Briefkasten

des „Onkel Jugendfreund".

Alle Zuschriften sind mit folgender Adresse zu versehen:

Redaktion

des Israel. Jugendfreund

Berlin N., Weinbergsweg 11 D.

Obertert. Sally J. in Schw. Deine Rätsel sind schön, für den größten Teil meiner Leser aber zu schwer, wit geringer Abänderung werde ich eins nächstens bringen. Für die Adresse besten Dank! Am wirksamsten ist persönlicha Empfehlung. Deinen und Deiner lieben Eltern Gruß erwiedere ich hiermit.

M. M. in Frbg. Wüßte ich Dein Alter, so würde ich Dir sagen können, ob auf Deine Frage (wahr?) die Antwort angebracht ist: das ist altklug. Die Adresse ist nach Wunsch geändert. Gruß!

Moritz Hammerschlag. Ich habe mich gefreut, wieder einmal etwas von Dir zu hören. Hoffentlich wird der Jugendfreund Dir auch ferner frohe Stunden bereiten.

Erna F. in G. Aber, wer wird doch so neugierig sein!

Mathilde K. in Hbrg. Von einer „Höhern Tochter" sollte man doch ein besseres Deutsch und etwas mehr Sorgfalt in der Form erwarten, wenigstens einen ganzen saubern Briefbogen, gute Tinte, Datum und leserliche Schrift.

H. B. in Wreschen. Die Rücksendung wäre mir sehr lieb. Grüße Herrn C.

Für die Redaktion verantwortlich: i. V. Dr. K. Kunert, Berlin.
Druck von L. Wechselmann, Berlin C., Neue Schönhauserstr. 11.